

Wer die Siesta pflegt, neigt nicht zum Schlafwandeln

Am Ersten Weltkrieg hatten sich zuletzt fast alle Nationen beteiligt. Fast alle. Von den großen europäischen Ländern weigerte sich Spanien – man spricht dort darum von einer „Generation von 1914“.

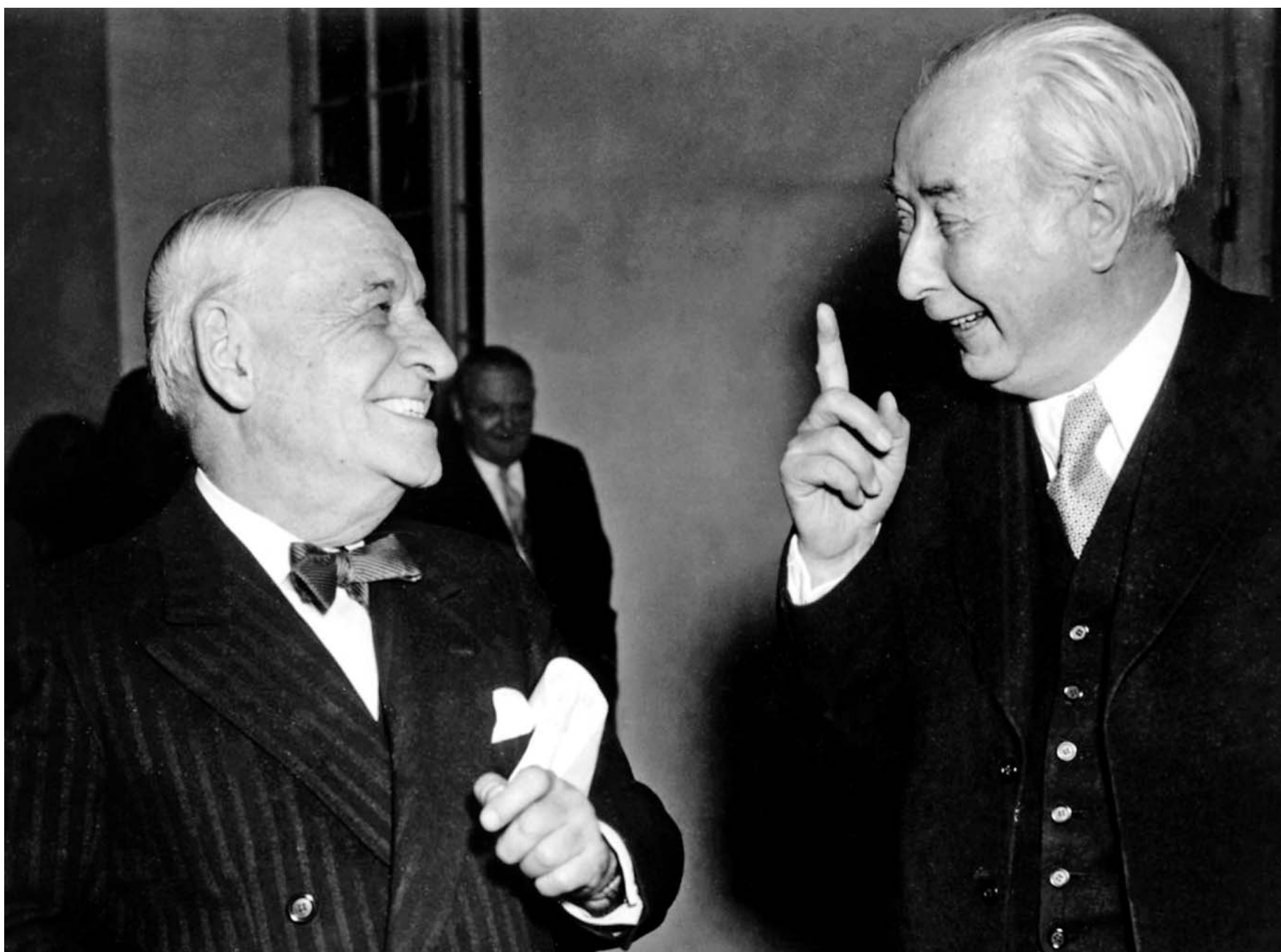
Von
Albrecht Graf zu Kalnein

Er muss schön gewesen sein, der Sommer des Jahres 1914. „Unvergesslich... selten habe ich einen erlebt, der üppiger, schöner, und fast möchte ich sagen, sommerlicher gewesen... jene strahlenden Julitage“ – so Stefan Zweig aus Baden bei Wien in „Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers“. Ähnlich Romain Rolland in seinem Tagebuch der Kriegsjahre vom französischen Ufer des Genfer Sees aus: „Die Luft ist lieblich, der Duft der Glyzinien schwebt in der Nacht; und die Sterne funkeln in reinem Glanz... In dieser zarten Schönheit beginnen die Völker Europas das große Morden.“

Ein Sommer offenbar, der manche Männer zum Schlafwandeln brachte, um eine Metapher aufzugreifen, die seit Erscheinen des großen Buches von Christopher Clark „Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog“ gängig ist. Der Blick zurück auf jene Wochen des Sommers in Europa vor einhundert Jahren übt gerade in Deutschland eine eigenartige, einnehmende Faszination aus. Denn wie ist es erklärlich, dass auch diesmal wieder das Augenmerk fast nur auf den allzu oft begrüßten Ausbruch des Großen Krieges gerichtet ist, während besonnenerer Haltungen um 1914, in Deutschland wie in Europa, aus dem Blick geraten? Immerhin sieben Staaten vermochten es, gegenüber der Kriegstreiberei von 1914 bis 1918 die Neutralität zu bewahren, darunter die Schweiz.

Für das größte Land der Sieben, für Spanien, hat jenes Jahr eine zusätzliche Bedeutung, die angesichts gebannter Betrachtung der Kriegstreiberei in Europa 1914 einen neuen Blick verdient. Die „Generation von 1914“ – so erstmals 1947 von dem Pädagogen Lorenzo Luzuriaga bezeichnet – bedeutete eine couragierte Absage an überkommene Formen der Politik, ein deutliches Plädoyer für gesellschaftliches Engagement von Intellektuellen sowie nicht zuletzt ein Bekenntnis zu deutsch-spanischen Wissenschaftsbeziehungen im Zeichen von Aufklärung und Neukantianismus. Die Schriften und Schöpfungen der Schriftsteller und Künstler jener Generation zählen zu den bleibenden Werken der hispanischen Kulturgeschichte, von aktuellem Wert auch wegen der aufgrund des Franquismus um Jahrzehnte verspäteten Rezeption.

So behutsam wir mit dem gelegentlich unreflektiert verwandten Begriff der historischen „Generation“ auch umzugehen haben: hier ist er angebracht. Denn zwei prägende Texte erschienen eben 1914 und verbanden in der Tat eine bestimmte Gruppe junger Intellektueller, die sich engagiert gegen das politische Establishment des Spaniens von Alfons XIII. stellten. Am 28. März hielt ein junger Mann, Sohn einer angesehenen Verlegerfamilie und Professor für Metaphysik – José Ortega y Gasset (1883 – 1955) –, eine Brandrede über „Alte und Neue Politik“. Auch dank des fast expressionistischen Tons wurde sie zu einem Weckruf für sein Land. „Was ist die Restauration? Nach Cánovas“, also dem 1897 ermordeten Staatsmann und Historiker Antonio Cánovas del Castillo, „ist sie die Fortset-



Ein Alt-Marburger trifft einen Alt-Heidelberger: Ortega y Gasset (links) und Theodor Heuss, 1954, im Hintergrund Ludwig Erhard.

Foto Ullstein

zung der spanischen Geschichte... Glücklicherweise ist sie genau das Gegenteil. Die Restauration bedeutet den Stillstand des nationalen Lebens... alles spielt sich innerhalb eines Traums ab... Die Restauration war eine Geisterlandschaft und Cánovas der große Impresario des Spuks.“

Es ist kein Zufall, dass diese epochemachende Rede nicht an einem regulären Ort des politischen Betriebs, sondern in einem Theater in Madrid gehalten wurde. Denn längst hatte die „Alte Politik“ im Zeichen von vorherbestimmten Wahlergebnissen und Klientelismus vor den herandrängenden Problemen der gesellschaftlichen Moderne kapituliert: verspätete Industrialisierung, Landflucht, sprunghaftes Städtewachstum.

Gefolgschaft des traurigen Ritters

Ähnlich randständig schien das Thema der zweiten Veröffentlichung von Ortega y Gasset, mit der er endgültig zum Stimmführer jener „Generation“ werden sollte. Eben im Juli 1914 erschien das Buch „Meditaciones del Quijote“, kurz vor dem 300. Jahrestag der Veröffentlichung von Teil zwei des wohl größten Buches der spanischen Literatur. Doch das schmale Bändchen, das die Grundgedanken fast aller späteren Publikationen des Philosophen mit sich brachte, ist weniger philologische Abhandlung als zeitkritischer Essay, kein Beitrag zur innerspanischen Diskussion über den Don Quijote als ein eigenständiges Kapitel europäischer Lesarten jenes Klassikers. Thomas Manns „Meerfahrt mit Don Quijote“ – 1934 in einem biographisch einschneidenden Moment verfasst – ist nur eines von vielen weiteren Beispielen.

Deutschland kommt in den ortega-schen „Meditaciones“ besondere Bedeutung zu. Denn nicht nur, dass sie auf

Deutsch einsetzen, mit eine Zitat des Neukantianers Hermann Cohens: „Ist etwa der Don Quijote nur eine Posse?“ Das ganze Buch ist durchzogen von Gedankengängen und Zitaten deutschsprachiger Schriftsteller von Goethe über Hebbel, Hegel, Kant und Nietzsche bis hin zu dem österreichischen Kunsthistoriker Franz Wickhoff. Auch wenn diese Gründungsschrift der spanischen 1914er laut ihrem Verfasser fern der Studierrubel, in abgelegenen Höhen oberhalb des Escorial entstand, verkörpert sie eigentlich einen gelehrten Brückenschlag zwischen Spanien und Deutschland, Madrid und Marburg.

Ortega war wenige Jahre zuvor zurück in seine Geburtsstadt gekommen, nach langer, intensiver Auseinandersetzung zunächst in Berlin, dann in Marburg mit der Philosophie und Geistesgeschichte in Deutschland. Noch heute wird in der hessischen Universitätsstadt der Ausspruch jenes spanischen Bewunderers von Goethe lebendig gehalten: „Ich verdanke ihr die Hälfte meiner Hoffnungen und fast die gesamte geistige Zucht.“

Die Gruppe an Intellektuellen, deren Sprachrohr er werden sollte, umfasste freilich etliche Persönlichkeiten, die für jenes vergleichsweise rückständige Land, in dem 1910 erst die Hälfte der Bevölkerung – bei großen regionalen Unterschieden – lesen konnte, herausragende Bedeutung gewannen: in der Medizin Gregorio Marañón, in der Literatur Juan Ramón Jiménez („Platero und ich“, 1914), in der Geschichtsschreibung Americo Castro, in der Musik Ernesto Halffter.

In vielen Fächern haben ihre Werke bis heute maßgeblichen Rang. Vielleicht der bedeutendste davon war, fast wider Willen, Manuel Azaña, der von 1931 bis 1933 der Premierminister der kurzlebigen Zweiten Republik wurde. Dessen hoff-

nungsvoller Aufstieg und das erschütternde Scheitern als Regierungschef der „Republik der Intellektuellen“ (Azorin) gegenüber Franco und dessen europäischen Verbündeten wirkt wie ein Symbol jener Generation, ja ganz Spaniens zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Repräsentativ für ihre Alterskohorte konnten diese jungen Männer nicht sein. Meist aus wohlbestallten Familien, erhielten sie überdies dank der 1907 eingerichteten „Junta de Ampliación de Estudios“ Gelegenheit zu längeren Auslandsstudien in West- und Mitteleuropa. Entsprechend stark war ihr Eintreten für Bildung und Wissenschaft. Daher auch der anhaltende Respekt für die Zentren von Forschung und Lehre im Norden, ein Respekt, der sich so schmerzhaft an dem Ausbruch der Kriegsbegeisterung eben in Deutschland stoßen sollte.

Die große Volkshochschule

Auch die vorhergehende „Generation von 1898“ um den Salmantiner Altphilologen und Universitätspräsidenten Miguel de Unamuno, der sich 1914 dem Rollandschen Protest gegen die Kriegsbegeisterung deutscher Professoren anschloss, trat für Bildung und Wissenschaft ein. Doch erst die Gruppe um Ortega suchte den Dialog mit der gesamten Bevölkerung; erst ihre 1913 gegründete „Liga de Educación Política“ setzte sich gesellschaftliches Engagement im modernen Sinne zum Ziel. Die Überzeugungen des Marburgers Paul Natorp, den Ortega zu seinen Lehrmeistern zählte, hatten ihren Anteil daran.

Von außen betrachtet, fällt auf, in welchem Ausmaß diese „Generation“, die so konsequent für Forschung und Lehre, Dialog und Europa eintrat, sich außerhalb der regulären Institutionen des Spaniens der Restauration herausbildete. Die für

ihr Selbstverständnis als politische Avantgarde maßgebliche Rede wurde in einem Theater gehalten; die prägenden fachlichen Impulse entstanden in außeruniversitären Einrichtungen wie dem 1910 gegründeten „Centro de Estudios Históricos“; der entscheidende Anstoß für steigende weibliche Studentenschaft war die Einrichtung der eigenständigen „Residencia de Señoritas“ (1915).

Es passt hierher, daß zu Ortega geistigem Erbe auch die von ihm begründeten Publikumszeitschriften zählen wie die 1923 geschaffene „Revista de Occidente“. 1936 bürgerkriegsbedingt eingestellt, konnte sie 1962 ihre Arbeit wiederaufnehmen. Für eine kritisch reflektierte Erforschung dieser Bewegung käme es auf solche Fragen an – nach den Entstehungsbedingungen für jenen wissenschaftspolitischen Aufbruch, nach den Kommunikationsformen bei dessen Verbreitung oder nach den institutionellen Folgen (und Abbrüchen), mit Blick auch nach Hispanoamerika.

Doch so maßgeblich die Denkanstöße jener 1914er auch waren, so erhellend ihre Herausbildung als Spiegel einer europäischen Wissenschaftslandschaft sein könnte – es bleibt verwunderlich, in welchem Umfang dieses Phänomen bislang vergleichend und wissenschaftsgeschichtlich untersucht worden ist. Zu denken gibt uns ebenso, dass in Deutschland wie in Spanien oft die Kräfte und Köpfe übersehen werden, die für andere Formen der Auseinandersetzung in Europa eintraten. Die Geschichte des dramatischen Beginns des kurzen 20. Jahrhunderts hält für Europa neben überspanntem, schlafwandlerischem Nationalstolz andere Themen bereit, die neu zu erforschen sind.

Albrecht Graf zu Kalnein ist Vorstand der Werner Reimers Stiftung, Bad Homburg, und lehrt Geschichte an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Kurze Blüte der jüdischen Publizistik in der Nachkriegszeit

„Unzer Sztyme“: Schon im Juli 1945 erschien die erste Zeitung der „Displaced Persons“ in Bergen-Belsen

Unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs erlebte in Deutschland die jüdische Publizistik eine enorme, wenngleich kurzlebige Blüte. Unter den fast sieben Millionen „Displaced Persons“ (DPs) – KZ-Häftlinge, Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene – befanden sich auf deutschem Boden zwar nur etwa 50 000 bis 75 000 Juden. Doch im Unterschied zu den Angehörigen der anderen Volksgruppen, die bald in ihre Heimatländer zurückkehrten, verblieben die jüdischen DPs, in mehreren Dutzend Camps untergebracht, zum Teil bis Anfang der fünfziger Jahre in Deutschland.

In diesen DP-Lagern erschienen in den darauffolgenden Jahren mehr als zweihundert Zeitungen sowie zahlreiche Publikationen, die nur wenig erforscht sind. Zudem steht man mit der systematischen Erfassung der in Israel, den Vereinigten Staaten und in Deutschland befindlichen Bestände an DP-Drucken noch am Anfang. Noch weniger als die Publizistik aus den jüdischen DP-Lagern der amerikanischen Besatzungszone wurde jene aus dem DP-Camp Bergen-Belsen in der britischen Zone untersucht. Sie zusammenzutragen und auszuwerten haben sich die Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek in Hannover und die Gedenkstätte Bergen-Belsen zur Aufgabe gemacht. Der Wissenschaftli-

che Leiter der Letzteren, Thomas Rahe, hat nun den Umgang der für dieses DP-Lager wie für die gesamte damalige britische Besatzungszone tonangebenden jüdischsprachigen Zeitung „Unzer Sztyme“ mit der Vernichtungspolitik unter die Lupe genommen (Thomas Rahe: „Die jüdische DP-Zeitung Unzer Sztyme und die Shoa“, in: Publizistik in jüdischen Displaced-Person-Camps. Charakteristika, Medien und bibliothekarische Überlieferung. Hrsg. von Thomas Rahe und Anne-Katrin Henkel. Sonderband der Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie, Vittorio Klostermann Verlag, Frankfurt am Main 2014).

„Unzer Sztyme“ war die erste regelmäßig erscheinende jüdische Zeitung im Nachkriegsdeutschland, wo das DP-Lager Bergen-Belsen mit rund zwölftausend Personen auch das größte seiner Art war. Die erste Nummer erschien bereits am 12. Juli 1945. Das zunächst handschriftlich gefertigte Blatt konnte schon ab der fünften Nummer mit hebräischen Lettern in einer vermuteten Auflage von mehreren tausend Exemplaren gedruckt werden. Von Anfang an stand hier die Selbstvergewisserung innerhalb der Schicksalsgemeinschaft der Holocaust-Überlebenden im Vordergrund. Das Publizieren in der eigenen Sprache gerade im Land der Täter wurde als Antwort auf

den Versuch, das jüdische Volk auszulöschen, aufgefasst: „Das jüdische Wort soll im Lande unseres blutigen Feindes gehört werden“, lautete das bisweilen von unterschiedlich anklagenden Rache-tönen begleitete Credo.

Neben solchen stark emotionalisierenden Äußerungen, wie sie vor allem in den in auffallend hoher Zahl in „Unzer Sztyme“ publizierten Gedichten begegnen, veröffentlichte die Zeitung von ihrer vierten Ausgabe an immer wieder konkrete Erinnerungsberichte von Shoa-Überlebenden, von denen sich allerdings nur wenige mit den Geschehnissen im nahe gelegenen KZ Bergen-Belsen befassten. Insgesamt aber nahmen die Beiträge über die Judenvernichtung weit weniger Raum ein als Artikel zu politischen Themen und zum Leben im DP-Lager.

Dies hing auch damit zusammen, dass „Unzer Sztyme“ in ideologischer Hinsicht zionistisch ausgerichtet war. Hier interessierte weniger die Vergangenheit als die Zukunftsperspektive, und diese war für die Herausgeber namentlich mit der Auswanderung nach Palästina verbunden. Im Blatt dafür zu werben geriet zu einem besonderen Akt nationaler Selbstbehauptung, hatten die Briten doch bekanntlich nicht nur direkt vor Ort das Sagen, sondern damals die Ver-

waltungshoheit auch im Gelobten Land, in das sie Juden nur ungerne einreisen ließen. „Jetzt die Tore des Landes Israel für die jüdische Einwanderung zu versperren“, empörte sich der Mitherausgeber David Rosenthal in der dritten Ausgabe, „ist kein kleines Verbrechen angesichts von Auschwitz und Maidanek.“

... und mehret euch

„Diskursbanane ist ein seit Entdeckung der Neuen Welt bekanntes Lemma, das auch fruchtlose akademische Diskussionen noch zu einer gerundeten Sache abbiegen kann (vgl. *Banana/Split 2012: 234*). In Erkenntnis komplexerer Zusammenhänge wurde im frühen 20. Jahrhundert der Strukturbegriff des Diskursobstes (abgeleitet von griech. obstu, das Fruchtbare) geprägt.“ Vgl. auch Diskursanalyse, Oldenburger und Diskursstrang.

aus: DiskursNetz. Wörterbuch der interdisziplinären Diskursforschung, hrsg. von Daniel Wrana, u.a., Suhrkamp Verlag, Berlin 2014

Und so forderte die Zeitung von Anfang an die Gründung eines unabhängigen jüdischen Staates in Palästina. Dabei wurde, so der Historiker Thomas Rahe, stets das gleiche Argument bemüht: Der Zionismus sei die einzig plausible Konsequenz aus dem Holocaust. Aus dieser Einstellung resultierte nicht nur die Ablehnung sämtlicher alternativen Konzepte für ein künftiges jüdisches Leben in Europa.

„Unzer Sztyme“ berichtete auch ausführlich über die – nach der Meinung der Zeitungsmacher – ungebrochene Kontinuität des Antisemitismus nach Kriegsende. Darin sahen sie nicht nur einen Beleg für die Unausrottbarkeit des Judentums, sondern leiteten daraus auch eine unmittelbare Bedrohung für ihre Leser, die Holocaust-Überlebenden, ab. Im September 1945 mahnte David Rosenthal: „Wieder sind wir unter Feinden. In Polen mordet man uns weiter; im freien Frankreich hasst man uns sogar jetzt, und wer weiß, was der morgige Tag in Amerika und in England bringen wird.“ Und noch im Februar 1948 bezeichnete ein anonymes Autor die Deutschen als „Demokraten mit dem Hakenkreuz im Herzen“ und traute ihnen zu, im „passenden Moment das zu vollenden, was Hitler nicht zu einem Ende bringen konnte“.

JOSEPH CROITORU

Im Schatten Heideggers

Realität ist modern

Die Zeitgenossenschaft mit Martin Heidegger hat Nicolai Hartmann (1882 bis 1950) nicht immer gutgetan. Viel erzählt ist die Anekdote von dem Fräulein Heidegger, der seine Marburger Vorlesungen um sieben Uhr morgens hielt, weshalb Hartmann, der nie vor Mittags aufstand, die Studenten wegliefen. Wenn Hartmann gegen fünf Uhr das Licht ausmachte, ging es bei Heidegger gerade wieder an. Zu dem erhofften Gespräch unter Seinsphilosophen kam es nicht, obwohl Heidegger auf Hartmanns Empfehlung nach Marburg gekommen war.

Nicolai Hartmann stand zu seiner Zeit nicht völlig im Schatten Heideggers, aber dieser Schatten ergab doch einen profil-schärfenden Kontrast. Auf der einen Seite der Expressionist und Metaphysiker-zentrümmer, an dem von der Tracht bis zur Theorie alles jäh und spektakulär war: Pathos des radikalen Bruchs, der unmittelbaren Subjektivität, der existenziellen Gestimmtheit. Auf der anderen Seite der kühle Kosmiker und Metaphysiker-erneuerer, der nachts durch sein Fernrohr in den Sternenhimmel blickte und für die existentialistische Aufgeregtheit seiner Zeit, für jeden Ansatz beim Subjektiven, unempfindlich blieb.

Die Philosophiegeschichte hat beide sehr unterschiedlich behandelt. Hartmann geriet nach seinem Tod 1950 bald in Vergessenheit, war in der ersten Jahrhunderthälfte aber eine der beherrschenden Figuren. Seine Erneuerung der Metaphysik, die, vom Neukantianismus ausgehend, eine Wende zum Realismus vollzog, war eine Kampfansage an alle Philosophie, die über die Erkenntnistheorie die Realität, das Gegebene aus den Augen verlor. Hartmann schob dem Idealismus die Beweislast für die Verleugnung einer Realität außerhalb des Denkens zu. Dass es diese Wirklichkeit gibt, betrachtete er in einem leicht stur wirkenden Beharren als natürliche Einstellung, von der nur aus guten Gründen abgewichen werden dürfe. Als würde die Natur uns mitteilen, was natürlich ist.

Seit einem Jahr liegt sein Nachlass im Marbacher Literaturarchiv und wartet darauf, vom neuen Realismus erweckt zu werden. Die Chancen dafür stehen gut. Eine Konferenz, die jüngst in Marbach stattfand, bekannte sich nachdrücklich zu ihm. Hartmanns Theorie hält konstruktivistischer Hybris die Macht des Gegebenen entgegen, die es als Auftrag zu einer genauen Beschreibung versteht. Der metaphysische Realismus bezieht sich auch auf die Moral. Er mündet in einen Wertplatonismus, der auf Distanz zu persönlichen Glücksmotiven geht. Die Werte wurzeln bei Hartmann nicht im Subjekt, sie bestehen an sich. Nur wer die überpersönlichen Werte erfasse, habe überhaupt erst einen Begriff jenes Glück, nach dem zu streben sei. Das Wertgefühl ist dabei aber nicht jenseits dieser Welt. Die platonische Werteschau erübrigt weder Grundgesetz noch Straßenverkehrsordnung.

Dass von diesem metaphysischen Präzisionsbau viele Wege zurück in eine in großer Vielfalt wahrgenommene Realität führen, macht ihn interessant auch für den, der seine realistische Prämisse nicht teilt. Enorm ist die Spannweite dieses Werks. Von der Ontologie über die Ethik bis zu Naturphilosophie und Ästhetik ist in dieser vielleicht größten Synthese des zwanzigsten Jahrhunderts fast alles präsent. Hartmann dachte mit systematischem Anspruch, ohne seine Gedanken am Ende in ein System zu überführen. Ihn zeichnet aus, dass er in seinem Zug zum Absoluten ein genauer Beobachter historischer Wirklichkeiten ist. Sein Sinn für die Verästelungen der Realität und für die Unabschließbarkeit metaphysischer Fragen hielt ihn von der Suche nach dem wahren Grund ab. Die Realität ist in seiner Theorie ein Schichtenbau, vierfach gegliedert in materieller, organischer, seelischer und geistiger Sphäre, ohne dass die Materie den Geist beschwert noch der Geist seinem physischen Substrat entschwbeht.

Ein Abbild der Strenge und enzyklopädischen Weite dieses Denkens geben die überraschend aufgefundenen Protokolle des philosophischen Diskussionszirkels, den Hartmann von 1920 bis 1950 im Wochentakt mit Kollegen und Studenten abhielt. Über seine Tochter Lise und den Dresdner Kultursoziologen Joachim Fischer sind sie jüngst ins Marbacher Archiv gelangt. Hartmanns überschaubare Gesprächsanteile in den nun vorliegenden Mitschriften bestätigen die Legende vom zurückgenommenen Moderator dieser in der Form lockeren, im Diskussionsstil aber äußerst strengen und konzentrierten Zusammenkünfte. Blickt man auf die beeindruckende Bandbreite der Titel („Wesen des Wesens“, „Phänomenanalyse der Arbeit“, „Beziehung zur fremden Person“, „Begründen“, „Denken“, „Wille“ sind nur einige Stichworte), ist Joachim Fischers emphatischer Bewertung dieses 3600 Blatt starken Fundus für die Philosophie-, Zeit- und Werkgeschichte leicht beizupflichten. Das gilt auch für sein Plädoyer, den aktuellen Kurssturz der Aktie Heidegger doch ein einziges Mal zu Gunsten Hartmanns zu wenden und die Edition dieser einzigartigen Dokumente zu fördern. THOMAS THIEL